Siegfried musste ihr Blut wegwischen

Der Krieg war fast zu Ende, als er Bad Schlema heimsuchte. Durch die Kleinstadt im Erzgebirge führte ein Todesmarsch. 787 abgemagerte Männer, die aus dem KZ-Außenlager von Mülsen kamen und von den Nazis vor sich hergetrieben wurden. Auf dem Sportplatz erschossen sie die 78 Schwächsten. Was bleibt?

Von Manuela Müller, Freie Presse, 27.06.2025

Ein Sticker klebt am Laternenmast. Grüne Schrift auf weißem Hintergrund. „Nationalrevolutionäre Jugend“ steht darauf, so heißt die Jugendgruppe der extrem rechten Kleinstpartei „Der Dritte Weg“. Die jungen Nazis des 21. Jahrhunderts haben ihr Revier markiert.

Der Bach rauscht hinter dem Bahnhofshäuschen. Genau hier standen sie vor achtzig Jahren und tranken Wasser. 787 junge Männer. Blass, abgemagert bis auf die Knochen, in blau-weiß gestreiften Häftlingsanzügen, dünnen Mützen, Holländerschuhen. SS-Männer passten auf, dass niemand entkommt. Sie trugen Gewehre über den Schultern.

Sie waren schon zwei Tage gelaufen. Holzsohlen klapperten auf den Straßen, machten gespenstische Geräusche, rieben die Füße blutig. Die Männer kamen aus der Textilfabrik Mülsen St. Micheln, wo eine Außenstelle des Konzentrationslagers Flossenbürg war. Die Schwächsten, sagte der Lagerführer, sollten hier warten, genau hier an diesem Ort in Bad Schlema. Man werde sie den Amerikanern übergeben, die bald kämen, versprach er ihnen. Am Abend waren 83 Männer tot.

Ein Montagnachmittag im April 2025, der 80. Jahrestag. Fast 20 Grad und blauer Himmel. Im Halbkreis stehen sie hier. Die Jungen, Alten, Mittelalten. Sie versuchen zu fühlen, was die Menschen damals fühlten.

Liana, Johanna und Karlin Edhofer, drei Schwestern.

Oliver Titzmann, der Historiker, der die Geschichte dieses Todesmarsches erforscht und aufgeschrieben hat.

Jens Müller, der Bürgermeister.

Annemarie Kelpe und Anna Vogt, die fünfzig weiße Rosen gekauft haben.

Und Siegfried Fröhlich. Er möchte endlich etwas sagen.

Geht das überhaupt? Aus einer satten Gesellschaft heraus Todesangst nachfühlen?

Als jeder eine Rose zur kleinen Gedenkplatte trägt, tritt Siegfried Fröhlich ans Mikrofon. Das Wetter, sagt er, sei damals so schön gewesen wie heute. Die Sonne schien. Nachmittags habe plötzlich der Straßenmeister vor ihrer Tür gestanden und gerufen: „Fröhlich Fritz, Fröhlich Fritz, komm ran, Pferde einspannen. Wir müssen die Leichen fortfahren!“ Bär habe er geheißen. So wie das Tier.

Siegfried Fröhlich war fünf Jahre alt und der Fröhlich Fritz war sein Vater. Er besaß ein großes Fuhrgeschäft im Ort. „Ich war nicht dabei, als er die Toten weggefahren hat. Ich musste am nächsten Tag ihr Blut vom Pferdewagen wischen“, sagt Siegfried Fröhlich. Dann ist es still an dem kleinen Bahnhof. Man hört die Amseln singen.

Jeder in Schlema muss die Schüsse gehört haben an jenem Samstagnachmittag. Es war der 14. April 1945, der Krieg war fast vorbei und die amerikanischen Soldaten ganz in der Nähe. Aber die Geschichte der kraftlosen Männer, die hier erschossen wurden, wird kaum noch erzählt. Weder hier noch sonst wo. Kaum jemand erinnert sich, dass überall kleine Konzentrationslager standen. Jenseits von Buchenwald, Flossenbürg, Auschwitz existierten etliche Außenstellen, in denen die Häftlinge Kriegszubehör bauen mussten. Die großen Lager wurden Gedenkstätten, die kleinen von der Zeit geschluckt. Als hätte es sie nie gegeben, die Geschichten, die jedes Jahr am gleichen Tag ein paar Dutzend Menschen hier zusammenführen.

Die Schwestern, den Historiker. Den Bürgermeister, der kaum noch ankommt gegen die rechtsextremen Parolen auf den Straßenlaternen. Wie hält man die Erinnerung lebendig und schützt die Zukunft? Mit dem Rechtsruck im Land hat eine neue Phase der Erinnerungskultur begonnen, die man von hier aus sehen kann.

Mitten in Mülsen St. Micheln, zwischen Mehrfamilienhäusern, steht eine Fabrik aus gelben Ziegelsteinen. In der DDR produzierte man hier Krawatten, heute produziert man Stoffe. Damals war die Fabrik ein Konzentrationslager. Es gehörte zum Konzentrationslager Flossenbürg, was in Bayern liegt. Anfang 1944 wurden die Webstühle herausgebracht und Metallbearbeitungsmaschinen hineingestellt. Man umzäunte die Fabrik mit Stacheldraht und zimmerte vier hölzerne Wachtürme zusammen, auf denen Tag und Nacht SS-Soldaten standen. Die Häftlinge, die Flossenbürg nach Mülsen schickte, waren Polen, Russen, Italiener, Georgier. Politische Gefangene, Zwangsarbeiter, Sinti und Roma, Juden. Alles Männer, alles dokumentiert, sagt der Historiker.

In den 15 Monaten, die Mülsen existierte, gingen 1477 Menschen durch das kleine Lager. Die Nazis führten Buch. Sie hielten die Männer als Arbeitssklaven. Vernichtung durch Arbeit. Sie schliefen im Keller und arbeiteten einen Stock höher. Flugzeugtragflächen für die Messerschmitt mussten sie bauen. Ihre Gesichter, so schrieb ein Überlebender, wurden nach wenigen Wochen bleich von giftigen Chemikalien und fehlendem Licht. Morgens tranken sie schwarzes Wasser, wie sie den Kaffee nannten, mittags Suppe aus verdorbenen Rüben, abends hundert Gramm Brot mit Margarine. Handwerker aus dem Dorf, die manchmal etwas reparierten, schmuggelten Brot.

Nicht nur der Massenmord hängt mit Mülsen zusammen. Im Lager von Mülsen geschah einer der größten Aufstände, die es in sächsischen Außenlagern gegeben hatte. In der Nacht zum 1. Mai zündeten die Männer ihre Matratzen an, die aus Stroh waren und lichterloh brannten. Sie hofften, die Aufseher würden die Türen öffnen, damit sie nicht ersticken. Sie hofften, sie könnten fliehen. Aber so kam es nicht. Wer aus dem Fenster sprang, wurde erschossen.

Die Asche der 198 Toten des Aufstandes liegt ganz in der Nähe, am Schwanenteich von Zwickau. Da steht ein Mahnmal, wie es überall Mahnmale gibt. Groß und leicht zu übersehen. Es ist nur ein Stein, unter dem man später, nachdem die Leichen aus einem Massengrab exhumiert worden waren, ihre Urnen begraben hatte.

Kurz vor Kriegsende befahl SS-Chef Heinrich Himmler, es dürfe kein lebendiger KZ-Häftling in die Hände der Alliierten fallen. Wenn die Front heranrückt, hieß es,

müssen alle Häftlinge verschwinden. Als Auschwitz längst geräumt war, nach Tausenden Verhungerten und Erschossenen auf dem Todesmarsch von Auschwitz, passierte das alles auch in Mülsen.

Am Nachmittag des 13. April 1945 wurde es hektisch in der Fabrik. In Mülsen herrschte Panzeralarm. Die Amerikaner standen schon auf der Autobahn 4 in Glauchau, keine 25 Kilometer entfernt. Der Lagerkommandant Georg Degner rief in Flossenbürg an, sagte, dass sie sich in Richtung Leitmeritz zu Fuß durchschlagen würden. Leitmeritz, das liegt in Tschechien, ungefähr 160 Kilometer entfernt. Hier befand sich das größte Außenlager des KZ Flossenbürg.

Von den Bauern aus dem Dorf ließ er fünf Pferdefuhrwerke für die Schwächsten bringen. Dann trieben sie die Häftlinge über die Hauptstraßen in Richtung Osten. Die erste Nacht schliefen sie auf einem Feld in Ortmannsdorf, am zweiten Tag erreichten sie Schlema.

Siegfried Fröhlich will noch etwas sagen. „Das ganze Geschäft habe ich erlebt, vom Anfang bis zum Schluss.“ Sein Blick geht zum Boden.

Mit fünf Jahren, sagt die Hirnforschung, speichert man die ersten bewussten Erinnerungen. „Ich stand an der Straße. Wir standen alle an der Straße. Ich habe gesehen, wie sie Wasser aus dem Floßgraben getrunken haben.“ Heute, mit 85, träume er immer noch von damals. Von den gespenstischen Geräuschen der Holzschuhe, den Schüssen am helllichten Tag und den Schreien und wie sein Vater am Abend mit dem Pferdewagen wegfuhr. All die Jahre träumt er seitdem denselben Traum. Von dünnen Gestalten, die kein Gesicht haben, vom Blut überall.

„Als wäre es gestern gewesen“, sagt Siegfried Fröhlich. Die Männer hatten Decken dabei und silberfarbene Kanister aus Blech, mit denen sie Wasser schöpften. Schon vor zehn Jahren, am letzten runden Jahrestag, habe er das Mikro haben wollen, aber man habe ihm das Mikro nicht gegeben. Niemand hatte in ihm den Zeugen gesehen, der etwas zu sagen hatte. Das passiert erst jetzt, wo die letzten Zeugen sterben.

Siegfried Fröhlich erzählt seine Geschichte später in seiner Wohnung, in die er 1962 zog. Sie liegt wenige Kilometer entfernt in Aue. Er heiratete, wurde Vater, pachtete einen Garten, setzte einen Bungalow hinein, baute Garagen. Er hatte

Schlaganfälle, Tinnitus, Herzoperationen. Fröhlich hat ein ganzes Leben lang ein Trauma mit sich geschleppt. Ausgesprochen hat er es nie. Weder vor seinem Vater noch vor seiner Frau.

Fragt man ihn, ob sie über die Schüsse und das Blut geredet haben damals, wirkt er verwundert und sagt: „Geredet? Wir haben es ja erlebt!“ Fröhlich ist ein alter Mann mit dem Trauma eines ganzen Landes, das nie verschwunden ist. Er würde jetzt gern Zeitzeuge werden. Es muss raus, sagt Fröhlich. Sie wohnten auf einem Bauernhof in Bad Schlema. Sein Vater machte Gemeindefahrten mit seinem Pferdegespann, was die Familie ernährte. Im Winter räumte er die Straßen und streute, er fuhr Asche ab und Schrott. Jetzt waren es die Toten.

Am nächsten Morgen stand der hölzerne Pferdewagen wieder auf dem Hof. Das Blut war überall, sagt Siegfried Fröhlich. Er habe gewusst, dass es von den Männern stammte. Es musste niemand sagen. Hat auch keiner. Der Wagen müsse sauber gemacht werden, sagte der Vater. Er brauchte ihn für die Arbeit. Siegfried und sein älterer Bruder Horst mussten putzen. Sie waren die einzigen Geschwister, die übrig geblieben waren. Karl und Otto waren in Stalingrad gefallen. Und wie er sich geekelt habe, sagt Siegfried Fröhlich.

Am Haus stand ein Wassertrog, der vom Dach allen Regen einfing. Sie füllten die Eimer, nahmen Bürsten und schrubbten. Das rote Wasser floss auf den Boden. Er atmet schwer. Er erinnert sich nicht, wie viele Stunden sie auf Knien über den Wagen robbten, Horst und er. Zeit spielte nie eine Rolle, als er Kind war. Horst und er arbeiteten von früh bis spät. Morgens um vier, so erinnert er sich, holten sie nebenan in der Küche des Tagebaus die Abfälle, um die Tiere auf dem Hof zu füttern. Schafe, Schweine, Pferde, Hühner hatten sie. Erst viel später sollte Siegfried Fröhlich erfahren, dass die Toten keine Kriegsgefangenen waren.

In Bad Schlema umzäunt grüner Maschendraht eine Wiese aus kniehohem Gras. Mittendrin steht ein rotes Fußballtor. Niemand spielt auf diesem Platz, der am Rand eines Wohngebietes liegt. Das war einmal der Sportplatz von Schlema. Das Tor steht dort, wo die Männer erschossen worden waren. Man hat es extra aufgestellt, um den Ort zu markieren. Während die kräftigeren Häftlinge weiterliefen in Richtung Johanngeorgenstadt, trieb man die Schwachen bis zum Sportplatz. Mehr als

90 Männer blieben zurück, legten sich erschöpft nieder. Die Nazis wollten sie nacheinander mit Pferdefuhrwerken in den Wald bringen, um sie dort, vielleicht einen Kilometer entfernt, zu erschießen, zu begraben. 15 Männer starben im Wald. Bis zum Sportplatz hallten die Schüsse. Die Männer, die hier ruhten, hörten mit jedem Knall, wie ihre Kameraden starben. Sie bekamen Angst, ein paar rafften sich auf und flüchteten. Alle anderen weigerten sich, auf die Pferdewagen zu steigen. Sie mussten sich auf den Bauch legen, die Decke über den Kopf ziehen. Einer nach dem anderen wurde von den Nazis erschossen. Der Volkssturm von Schlema stand Wache. So erzählt es der Historiker.

Der Bauernhof der Fröhlichs grenzte direkt an den Sportplatz. Hier konnte man die Schreie hören. Die Decken und die Kleidung verbrannten sie an Ort und Stelle. Die Toten lagen nackt auf dem Karren des Fröhlich Fritz. Die Blutspur zog sich vom Sportplatz bis zum Wald hin, man konnte sie tagelang sehen.

Im Wald steht heute ein Denkmal, links und rechts wachsen zwei Rhododendronbüsche. Bei den Büschen wurden die Toten von den Schlemaer Bürgern begraben.

Damals beherrschten amerikanische Jagdbomber den Himmel. Hunderttausende Schlesier liefen mit Sack und Pack durch die Dörfer, flohen vor der Roten Armee, suchten Unterschlupf. Jeder wollte die letzten Kriegstage überstehen, als Hitlers Staat implodierte. Heute stellt sich die Frage, ob Fritz Fröhlich sich damals schuldig gemacht hat.

Seine Gedanken nahm der Vater mit ins Grab, sagt der Sohn. Der Vater starb vor fast sechzig Jahren, als Siegfried Fröhlich ein junger Mann war. Er habe von den Nazis erzählt, denen der Bauernhof gehörte, auf dem sie lebten. Aber nie habe er von den Toten gesprochen. Es waren wortlose, stille Jahre. Jeder wollte vergessen. Die Fröhlichs nahmen sechs schlesische Familien bei sich auf. Siegfried Fröhlich erinnert sich, dass sie wie in Großfamilie zusammenlebten. „Mein Vater war in der SPD. Er hat gegen die Nazis gekämpft“, sagt Siegfried Fröhlich. Viel später, als der Vater tot war, fuhr er nach Buchenwald und nach Auschwitz. Er wollte das Schweigen verstehen.

Der alte Mann erzählt von einem geflüchteten Häftling, von seinem Vater, der Nazi-Frau und ihm, dem kleinen Siegfried. Der Häftling huschte über ihr Gut, alle drei konnten es sehen. Er selbst habe ganz in ihrer Nähe gestanden. „Fang den ein, Fröhlich“, habe die Nazi-Frau gerufen. „Fang du den doch“, habe der Vater geantwortet. Es ist Siegfried Fröhlichs Antwort auf die Schuldfrage. Aus der Gegenwart betrachtet, sieht die Vergangenheit stets anders aus. Ein Buch voller Fragen, verschwindende Zeitzeugen. Hätte man „Nein“ sagen können?

Als der Krieg vorbei war, musste Siegfried Fröhlichs Vater ins Gefängnis wegen der Toten. Man beschuldigte ihn, den Nazis geholfen zu haben. Nach wenigen Tagen kam er als Unschuldiger frei. Fröhlich hat die alten Akten auf dem Wohnzimmertisch liegen. Vom Bauernhof, vom Gefängnis. Schreibmaschinenschrift auf vergilbtem Papier.

Liana, Johanna und Karlin Edhofer sind 25, 20, 15. Die Schwestern wohnen in Lugau, was nicht weit weg liegt von Schlema und Mülsen. Sie stehen am Sportplatz von Schlema, weil sie an einem Jugendgeschichtsprojekt teilnehmen. Es ist ein kleines Projekt, dessen Wirkung, so hoffen sie, sich eines Tages entfalten wird. Zwei Betreuer, sechs junge Menschen, Geld aus staatlichen Programmen. Ein halbes Jahr lang haben sie alles zu diesem Todesmarsch recherchiert. Sie haben jeden einzelnen Ort gesehen, der mit dem Mord in Schlema zu tun hat. Sie könnten Siegfried Fröhlichs Enkeltöchter sein. Sie haben über Schuld und Unschuld nachgedacht. Niemand aus dem 21. Jahrhundert kann behaupten, dass er die Antwort kennt.

Sie waren sogar im Belower Wald in Brandenburg, um die Wucht der Todesmärsche zu verstehen. Im Belower Wald existiert eine Gedenkstätte. Was dort geschah, ist viel größer und wuchtiger als das Ereignis von Schlema, das vor ihrer Haustür liegt. Gleichzeitig ist der Belower Wald viel weiter weg. Dort oben trieb die Schutzstaffel SS 30.000 Menschen aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen durch den Wald. Sie raspelten Rinde von den Bäumen und kochten Brei daraus, um ihn zu essen. Sie ritzten Häftlingsnummern und Kreuze in die Bäume, die man heute noch sehen kann. „Ich habe die Seelen gespürt, das Leiden. Es war so still im Wald“, sagt Liana. Sie waren in Flossenbürg, Auschwitz, Buchenwald. Sie haben geweint und geredet. Ihre Mutter hatte ihnen damals einen Werbezettel von diesem Projekt

mitgebracht, weil sich die Schwestern für Geschichte interessieren. Sie meldeten sich alle drei an. Sie glaubten, es wäre ein sinnvolles Geschwisterprojekt. Und dann fühlten sie die deutsche Vergangenheit. Wozu das alles?

„Es zieht so viel Energie. Man muss es rumerzählen, allein, um das auszuhalten“, sagt Liana. Sie ist die sensibelste der drei Schwestern. Als sie in Mülsen in der Fabrik standen, an einem dieser Gedenktage, habe sie den Ort kaum ausgehalten. Jemand spielte Klavier, Liana weinte. Sie wird einmal mit Menschen arbeiten. Sie studiert Sozialpädagogik und Management. Die Idee ist, dass sie und die anderen aus dem Projekt reden, so viel sie können. Als Erben der Zeitzeugen. Karlin geht in die 9. Klasse. An ihrer Schule, erzählt sie, laufen straff gescheitelte Jungs herum, im neuen Lifestyle der jungen Rechten. Sie stand jetzt vor der Klasse und hat einen Vortrag über den Todesmarsch gehalten. Johanna, Jo genannt, ist die Pragmatische. Sie studiert Lehramt, Geschichte. Sie will Lehrerin werden, pubertierenden Mädchen und Jungs von Hitlers Brutalität erzählen. Sie fühlt sich nicht ohnmächtig, im Gegenteil. „Das gibt mir ganz viel Macht“, sagt Jo.

Das Land ist voller junger Menschen wie den Edhofer-Schwestern. Menschen, die erinnern, die mahnen wollen. Aber da sind auch die anderen, die mit Edding schwarze Hakenkreuze auf die Schulbank malen. Immer öfter ziehen sie auch als Gang durch die Straßen und bedrohen Menschen. Neulich: eine Lehrerin im Lugauer Nachbarort Oelsnitz. Eine Frau, die mit ihren Schülern den Holocaust aufarbeitet. Vermummte fingen sie abends an der Schule ab, berichtete die Polizei. „Wir schicken dich ins KZ“, sollen sie gesagt haben.

Zwischen hell und dunkel verläuft ein tiefer Graben. Ist er längst zu tief geworden? Kommt man überhaupt noch drüber? Und wo ist die Brücke?

Das Jugendgeschichtsprojekt. Annemarie Kelpe und Anna Vogt haben es „DenkMal“ genannt, um von dem sperrigen Wort loszukommen. Es besteht aus einem Wortspiel, „Denk“ und „Mal“. Eine Aufforderung. Die sächsische Landesregierung bezahlt die beiden Frauen, um die Demokratie auf dem Land zu retten, wo rechts sein besonders im Trend liegt und die AfD die meisten Stimmen holte. Die Reise entlang des Todesmarschs, das Geschichtsprojekt, ist Teil einer größeren Sache. Kelpe und Vogt machen Workshops. Sie fahren zu den Schulen, die in Städten entlang der

Todesmarschroute liegen, und erzählen von den Männern in den Holzschuhen. An eine Klasse im Erzgebirge erinnert sich Annemarie Kelpe besonders gut. „Die Lehrerin hat vorher alle unterschreiben lassen, dass sie den Holocaust nicht leugnen, wenn wir da sind“, sagt Annemarie Kelpe.

Ihr Projekt soll Gefühle triggern, die mitten ins Herz gehen. Die etwas auslösen sollen bei den Leuten, die ihnen zuhören. Das Rationale scheint 80 Jahre nach Kriegsende zu wenig zu sein, die Fakten allein scheinen ohne Gefühle nicht mehr zu reichen. Kelpe sagt dann zu den Jugendlichen: Auf eurem Schulweg sind 83 Menschen erschossen worden. Sie mussten sich auf den Boden legen und die Decke über den Kopf ziehen. Alle haben es gehört. „Dann schlagen wir die Brücke in die Gegenwart“, sagt Annemarie Kelpe. Wie macht man das? Oft landen sie beim Thema Abschiebung. Plötzlich fängt jemand von den Attentätern an, die in Menschenmengen fahren oder das Messer ziehen. Dann steht sie da, die junge Historikerin, vor den Jugendlichen, mitten in der Gegenwart.

Drei Jahre lang läuft das Projekt vorerst. So lange zahlt das Land die Gehälter der beiden Frauen, die vom Todesmarsch erzählen und von den Schüssen. Bald werden sie auch von Siegfried erzählen, dem fünfjährigen Bauersjungen, der das Blut wegwischen musste. Und dass es nicht der einzige Todesmarsch war. Im Gegenteil. Dass es sehr viele gab.

Die fünfzig weißen Rosen hatten Annemarie Kelpe und Anna Vogt für den Gedenktag besorgt. Jeder Gast sollte eine niederlegen dürfen an der kleinen Gedenktafel, die nun hier steht. Bad Schlema ist weit weg von den vielen Kameras. Weg von den Promis. Bundespräsident, Bundeskanzler, Selfie-Minister. In Bad Schlema macht niemand Selfies. Und dreißig Rosen wären genug gewesen.

Falls sie nächstes Jahr am Gedenktag nicht reichen, die 50 Rosen, dann war das Projekt ein Erfolg. Aber vielleicht ist das falsch. Vielleicht ist Erfolg gar nicht messbar. Es wäre nicht falsch, in den Schulen diese Geschichten aus der Heimat zu erzählen. Überall gab es Außenlager voller Häftlinge, von denen kaum jemand weiß. Allein in Sachsen etwa siebzig. Chemnitz, Zwickau, Freiberg, Hainichen, Hohenstein-Ernstthal, Flöha. Allein durch die kleine Stadt Werdau führten sechs Todesmärsche.

Wer hält die Erinnerung wach? Wie kann das Erinnern aussehen an Orten, an denen nichts mehr erinnert? Kelpe und Vogt sitzen auf Teilzeitstellen.

Auf dem Sportplatz mit dem roten Tor wachsen Gänseblümchen. Jens Müller, der Baubürgermeister, steht am Maschendrahtzaun. Es ist viel passiert. Die Wismut-Bergleute lagerten hier jahrelang Bohrkerne vom Uranbergbau, dann überließ man alles der Natur. Müller schaut auf das Niemandsland, das Bad Schlemas finsterste Geschichte erzählt. Ein schlafender Ort. Müller hat die Maße nicht im Kopf, aber ein Fußballfeld hat um die 7000 Quadratmeter. Die 500 Quadratmeter, auf denen geschossen wurde, sollen niemals bebaut werden. Für den Rest existiert ein Bebauungsplan. Irgendwann könnten hier Eigenheime herkommen. Mit Terrassen, auf denen gegrillt wird. Aber bei den Preisen im Moment baue sowieso niemand in Bad Schlema, sagt Müller.

Aus der kleinen Gruppe, die mit Annemarie Kelpe von Gedenkort zu Gedenkort läuft, tritt ein junger Mann vor Müller. Er erzählt von den Stickern, die er von den Straßenlaternen gezogen hat. „Nationalrevolutionäre Jugend“, „Good Night Left Side“, „White Power“. Müller sagt, dass es immer schlimmer werde. Durch die Sonne härten der Klebstoff und die Folie. Je älter der Aufkleber, desto fester haftet er sich ans Metall. Der Bauhof kommt kaum noch hinterher, die rassistischen Botschaften abzukratzen. Es ist kurz vor sechs.

Oliver Titzmann steht im Wald zwischen den Rhododendronbüschen, unter denen die Toten von Schlema begraben liegen. Siegfried Fröhlich sitzt auf einer Bank und schaut zu Boden. Man kann sein Gesicht nicht sehen. Jo, Liana, Karlin halten einander fest. Titzmann ist Geschichtslehrer, er hat als Regionalhistoriker ein Buch über den Massenmord und den 38 Kilometer langen Todesmarsch geschrieben. Damit hat das Geschichtsprojekt angefangen.

Genau um diese Uhrzeit sei es passiert, sagt Titzmann. Alle anderen Häftlinge waren längst weitergelaufen. Sie schliefen in Zschorlau mitten auf dem Feld, wo es kalt und klamm wurde über Nacht. Am nächsten Tag trieb man sie weiter nach Eibenstock, wo der Lagerkommandeur die Eisenbahn kaperte, die sie nach Osten fuhr. Nach zwei Tagen erreichten sie das Ghetto von Theresienstadt. Nach Leitmeritz konnten sie nicht, weil Leitmeritz überfüllt war. Nicht einmal die Hälfte der 700 Männer kam an. Einige starben, als der Zug bombardiert wurde. Einige konnten fliehen, sagt Titzmann.

Am Fuße der Gedenktafel, die hier steht, liegen bunt bemalte Steine. Die Schwestern haben sie hergelegt, zusammen mit den drei Jungen, die noch mitgearbeitet haben im Projekt. Mehr waren sie nicht. Es sind 83 Steine. Einer für jeden Toten. Sie haben sie bemalt und beschrieben mit den Worten, die ihnen einfielen. Tod, Erinnern, Frieden.